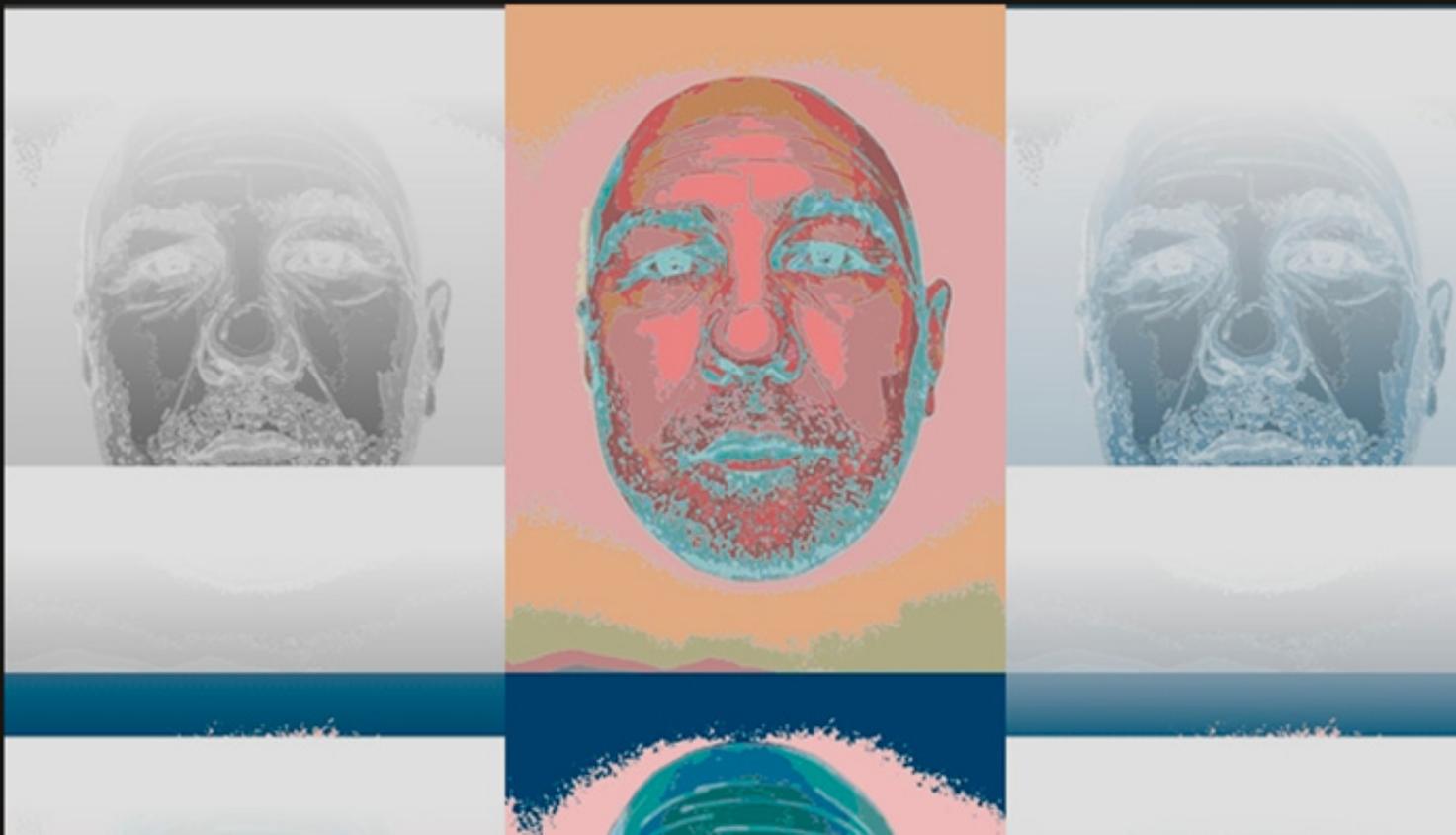


DANIEL O. MALARCSEK

DIE FLUCHT AUS DRACULA'S INFERNO



Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Kapital 1

Kapital 2

Kapital 3

Kapital 4

Kapital 5

Kapital 6

Schlusswort

Vorwort

Der Kommunismus in Osteuropa wird als Geschichte bezeichnet und zugegeben, so ist es. Glücklicherweise können sich diejenigen schätzen, die nach der Wende 1989, in den ehemaligen Ostblock-Ländern oder im Westen geboren wurden. Für die anderen jedoch, die ihr Leben davor in kommunistischen Staaten lebten, hinterlassen die schmerzhaften Erinnerungen an diese Zeit, immer noch Narben zurück. Wie heißt es so schön: die Zeit heilt alle Wunden.

Könnte man meinen oder nicht? Leider ist es nicht einfach, solche Erlebnisse aus dem Gedächtnis zu radieren wie Bleistiftkohle auf Papier. Es ist keine körperliche Wunde, die schnell heilen kann, sondern eine seelische.

Kommunismus in Europa ist ein Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit. Unsere Vorstellungen über die Hölle können sich mit dieser modernen Art der Sklaverei sehr gut beschreiben: Unterdrückung, permanente Überwachung, Verletzung der Menschenrechte. Einfach gesagt, totale Kontrolle über jedes einzelne Menschenleben.

Die Medien beschäftigen sich wenig mit diesem Thema. Es ist eine offene Kritik an großen Staatsmächten, die schnell im Keim erstickt wird, sobald man versucht, deren Vorstellungen über Politik und Macht ins Wanken zu bringen. Den Betroffenen bleibt jedoch eins, dass kein machtgierigster Diktator der Welt auslöschen oder kontrollieren kann: ihre Träume von Freiheit und Unabhängigkeit. Deswegen möchte ich an dieser Stelle an diejenigen erinnern, die für diese Träume gestorben sind, oder gelitten haben, weil sie frei leben wollten. Das betrifft mich als Autor selber. Ich bin noch nicht gestorben, aber gelitten habe ich mehr als genug.

Geschichte kann nicht geändert oder vergessen werden. Sie bleibt Teil unserer Welt, prägt Generationen und gibt diesen einen Anhaltspunkt, wie sie die Welt zu einem besseren Ort machen können.

Der berühmte Kämpfer gegen Rassismus in Afrika, Nelson Mandela, sagte einmal:

„Der größte Ruhm im Leben liegt nicht darin, nie zu fallen, sondern jedes Mal wieder aufzustehen.“

Dieses Buch ist eine Hommage für alle Menschen, die sich für die Freiheit geopfert haben und für diejenigen, die jedes Mal aufgestanden sind, nachdem sie gefallen sind.

Die Vergangenheit begegnet uns jeden Tag, weil sie nie vergangen ist.

P.S.

Mein Buch ist in eigene Regie erschienen und von keine Lektoren oder andere „Spezialisten“ korrigiert. Für den Still und die Schreibfehler übernehme ich die volle Verantwortung. Bevor Kritik geübt wird, sollte man es selber besser machen.

Danke

Kap. 1

„Wer keinen Mut zum träumen hat, der hat auch keine Kraft zum Kämpfen“ (Afrikanische Weisheit)

Ein Schrei und viel Krach rissen mich aus dem Tiefschlaf. Es war 5:30 Uhr morgens. Eine der Wachen brüllte:

„Aufstehen ihr faulen Säcke! Zeit zum Waschen und dann ab in den Hof mit euch!“

Nein, nicht schon wieder!

Es war Ende September. Ein schöner Tag kündigte sich an, aber nicht für mich. Wir waren 30 Gefangene in einem 40m² Raum, mit einer Toilette, die wie die Pest stank. Die übereinander in zwei Reihen aufgestellten Betten, fingen an zu quietschen. Ins Zimmer kam Bewegung. Mit Mühe stieg ich aus dem Bett und musste warten.

Mein Nachbar der unter mir schlief, war einer von den „Alten“. Vor diesen musste man Respekt haben. Also wartete ich, bis Toni fertig war. Die Prozedur mit Anziehen und Waschen, durfte für alle Gefangenen nicht länger als 15 Minuten dauern.

Im Osten ging die Sonne auf. Es war viertel vor sechs und alle waren bereit, durch die massive Metalltür, der Reihe nach in den Innenhof zu treten. Nachdem alle Inhaftierten im Gefängnishof versammelt waren, begann das morgendliche Programm:

Laufen, Hampelmänner, Liegestütze, ungefähr 10 Minuten. Am Ende des Trainings wurde nachgezählt und es ging aufs Zimmer, um „Frühstück“ zu essen.

Vor ein paar Wochen noch, konnte ich mir daheim den Bauch voll schlagen. Hier gab es früh und Abend nur Turtoi. Zu Mittag ein Stückchen Schwarzbrot und dazu eine dünne Kartoffelsuppe. Turtoi war eine Mixtur aus Maismehl und

Wasser, zu einer Art Paste zusammen gemischt und im Ofen ausgebacken. Davon bekam jeder ein Stück, besser gesagt ein Stückchen. Ich hatte nach dem Training Hunger. Also nahm ich meine Ration mit, ging in Richtung Bett, setzte mich darauf und fing zu kauen an. Gleichzeitig dachte ich an diese drei Wochen zurück, die mein ganzes Leben auf den Kopf gestellt hatten.

Mit meinen 23 Jahren hatte ich schon einiges durchgemacht, aber verglichen mit der jetzigen Situation, konnte man dies keineswegs.

Warum war ich so blöd gewesen und habe mir das Ganze nicht besser überlegt? Mein Vater hatte mich gewarnt: „Was willst du machen? Hast du dir das gut überlegt? Ihr habt euch nicht richtig vorbereitet! Die werden euch erwischen!“

„Ach, lass mich in Ruhe. Ich weiß schon was ich mache. Misch dich nicht ein. Ich bin erwachsen“, und weg war ich.

Abrupt wurde ich aus meinen Gedanken gerissen. Es ging los. Nach dem „schmackhaften Frühstück“, mussten

wieder alle in den Hof zum arbeiten. Wieder einmal hieß es: Kartoffeln sortieren. Die schlechten waren für den baldigen

Verbrauch gedacht, die anderen für das nächste Jahr. Die Beschäftigung bereitete mir gewissermaßen Freude, denn draußen konnte ich mich mindestens bewegen und frische Luft schnappen. Dort traf ich jeden Tag auf meinen ebenfalls inhaftierten Freund, Doru. Da wir von Anfang an in getrennten Zellen untergebracht waren, nutzten wir im Hof die Gelegenheit miteinander zu reden.

„Na, gut geschlafen?“, fragte Doru.

„Ja, genau wie zu Hause“, antwortete ich ironisch.

„Was ist los mit dir Dani? Hast du schlechte Laune?“

„Nein mein lieber! Ich freue mich wahnsinnig auf die nächsten neun Monate, die wir hier in diesem verdammten Loch verbringen müssen!“

Wegen illegalen Fluchtversuchs aus dem Lande, waren wir zu 10 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Ich komme aus einer Familie die mit dem Kommunismus nicht befreundet war. Keiner in meiner Familie war Partei Mitglied. Meine Mutter erzählte mir, was die Bestien mit meinem Großvater gemacht hatten. 1913, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs, ging er nach Amerika, um Geld zu verdienen. Damals gab es in Rumänien keine

Arbeit. Wenn es welche gab, dann war sie schlecht bezahlt. Ihm blieb nichts anders übrig, als auf ein Schiff zu steigen, um in Amerika sein Glück zu versuchen.

Nach drei schweren Jahren im Ausland, kam der damals 20-jährige zurück nach Rumänien und musste sofort 1916, für zwei Jahre in den Krieg ziehen. Nach dem Krieg, kaufte er sich Land und begann Landwirtschaft zu betreiben. Alles war in Ordnung, bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Kommunisten an die Macht kamen. Diejenigen, die Land und Vieh hatten, wurden enteignet und nach dem russischen Beispiel wurde alles in Kooperativen gesammelt. Mein Opa war der letzte im Dorf, der sein Eigentum abgegeben hat. Als er sich weigerte, wurde er eines Morgens auf die Wache der Polizei gerufen. Am Abend kam er total am Ende nach Hause. Sein Gesicht und der Körper waren mit Blutergüssen übersät, die von den Schlägen der Gendarmen stammten. Letztendlich beugte er sich widerwillig der Gewalt und gab seine Besitztümer her.

Ein bitterer Geschmack, der sich in meinem Mund bildete, riss mich erneut aus meinen Abschweifungen in die Vergangenheit. Es war das Maismehl, das ich zum Frühstück gegessen hatte. Außerdem befehligen uns erneut die Wachen, die ständig in unserer Nähe umherschwirren:

„Schneller, ihr nichtsnutzigen Verbrecher! Ihr sollt nicht miteinander reden. Beeilt euch, bevor es anfangt zu regnen!“

„Welcher Regen? Es scheint doch die Sonne, oder ist der blind? Und das soll bis nächstes Jahr im Juli so weitergehen? Ach du Schande! Das hast du nun davon du Dummkopf!“, dachte ich.

Aber weinerlich zu werden nutzte mir jetzt auch nichts mehr. Für jeden Fehler im Leben musste man bezahlen. Selbst meine Kindheit war kein Zuckerschlecken gewesen. Die Ortschaft in der ich geboren wurde, eine Arbeiterstadt, war bekannt für Metallverarbeitung. Die Fabrik bestand seit über 150 Jahren und viele Generationen hatten sich hier bereits schon aufgeopfert.

Es gab keine andere Möglichkeit Geld zu verdienen. Die Fabrik war der einzige Arbeitgeber. Die Armut, so wie die ständige Unterdrückung durch den Geheimdienst, die Sekuritate, haben bei meiner Familie tiefe Spuren hinterlassen. Schon als Kind war für mich klar, dass ich dieses Land verlassen werde.

Just habe ich erstmal Zeit im Gefängnis darüber nachzudenken, wie sich Freiheit anfühlen könnte und Pläne zu schmieden.

Ich muß zugeben:

ich war kein besonders gläubiger Mensch, obwohl ich katholisch bin. Die Kirche war den Kommunisten ein Dorn im Auge und die Menschen wurden in der Ausübung ihres Glaubens unterdrückt. Die Schule hetzte gegen die Kirche um zu vermeiden, dass die Leute sich versammeln können. Jetzt aber betete ich jeden Abend zu Gott.

Plötzlich gab der Aufpasser das Signal mit der Arbeit aufzuhören, da es Mittag war. Nach 5 Stunden endlich Mittagspause! Mein Magen knurrte. Der Gedanke an das bevorstehende „köstliche“ Mittagessen verdarb mir für einen kurzen Augenblick den Appetit. Entweder gab es eine ungesalzene Kartoffelsuppe mit undefinierbaren umher schwimmenden schwarzen Pflanzen oder gekochten Weizen. Die Beilage war ein Stück Schwarzbrot, das man in der

Gefängnissprache „Schwalbenschwanz“ nannte. Es war wirklich nicht größer als einen Schwalbenschwanz!

Die Nahrungsmittel wurden so einkalkuliert, dass der Insasse nicht an Gewicht zunimmt, aber auch nicht zu schwach für die Arbeit wird.

Der Hunger kannte keine Gnade. Ich aß alles auf. Bis 18 Uhr abends war kein Essen mehr in Sicht. Das Sortieren der Kartoffeln ging ohne Pausen weiter. Endlich näherte sich der erlösende Abend mit der Langersehnten Bettruhe. Wieder kamen die Wärter zum Nachzählen. Danach Abendmahl, Waschen und ins Bett! Ich war total fertig. Endlich, das Signal zur Nachtruhe. Das Hauptlicht wurde ausgemacht und nur zwei Lampen blieben an. Das war die Sicherungsbeleuchtung. Jeden Abend musste ein Gefangener Nachtwache halten. Am nächsten Tag, war ich zum ersten Mal an der Reihe und die Verantwortung für die Ereignisse im Zimmer erdrückte mich jetzt schon. Vor kurzem hatte es einen Zwischenfall gegeben:

Ein Gefangener hat sich die Pulsadern aufgeschnitten und die Nachtwache fand ihn in einer Blutlache. Der Junge konnte eine Rasierklinge reinschmuggeln in der Hoffnung freizukommen, wenn er sich etwas antut. Das einzige was ihm das einbrachte, war Schmerz.

Am nächsten Tag Abend:

Es war so weit! Ein kalter Schauer lief mir über den Rücken. Hoffentlich passiert heute Nacht nichts, solange ich Wache halten muss. Punkt 22 Uhr ging das Licht aus. Ich begann, zwischen den Betten zu patrouillieren. Hie und da, gab es Streit zwischen Gefangenen und es hätte leicht passieren können, dass nachts einer Rache an seinem Feind ausübt. Deswegen gab es uns als Wächter, um gleich Alarm auslösen zu können. Ich war ziemlich erschöpft nach der Arbeit, aber an Einschlafen durfte ich nicht mal denken. Wenn ich beim schlafen erwischt worden wäre, hätte ich bis zu sieben Tage Arrest in der Isolierzelle bekommen. Was das

bedeutet hätte? Einmal am Tag Essen, völlige Dunkelheit und keine Möglichkeit sich aufgrund der Größe schlafen zu legen. Die Zelle maß nur 1,50 Quadratmeter, inklusiv eine türkische Toilette.

Ich dachte nur: nicht einschlafen! Mein Spaziergang ging weiter zwischen den Betten umher. Alle Zimmerkollegen schliefen ein. Unterschiedlichste Schnarchtöne durchfluteten den Schlafraum, gefolgt von leisem Gemurmel und Selbstgesprächen. Manche erzählten im Schlaf ganze Romane in einer eigenen Sprache, die keiner verstand. Plötzlich fing jemand an zu husten. Der Anfall schien nicht mehr zu enden. Eine zierliche Gestalt, von ca. 1,60 m, erhob sich aus dem Bett und schwankte Richtung Bad. Ein paar Männer waren von dem Hustenanfall aufgeweckt worden und fingen an zu schimpfen:

„Du Depp! Warum rauchst du so einen Dreck? Bald wirst du ins Gras beißen, wenn du nicht aufhörst!“

Das Männlein, ein starker Raucher, hatte gegen seine Bewährungsstrafe verstoßen und bekam nur alle drei Monate Zigaretten von zu Hause. Da sie ihm nicht reichten, sammelte er die Zigarettenstummel im Hof auf, nahm den Tabak heraus und wickelte die Tabakreste in Zeitungspapier. Damit drehte er sich einen bombenstarken Glimmstängel. Somit enthielt diese Kippe die Giftstoffe mehrerer Zigarettenstummel und die Druckerschwärze der Zeitung. Also, war es nicht verwunderlich, dass er wie ein Esel hustete. Nach einer Weile im Bad hatte er sich beruhigt und trottete zu seinem Bett zurück. Zum Glück war er lebend auf seine Matzrate gekrochen und mein erhöhter Puls konnte sich Ruhe gönnen. Ich setzte mich auf eine Bank. Meine Beine schmerzten.

Die Gedanken kamen wieder:

„Wenn ich aus dieser Hölle rauskomme, werde ich abhauen. Ich darf nicht aufgeben. Muss an mich glauben. Bitte Gott hilf mir das alles zu überstehen!“